





# Inhalt

## 1990–1999. Neue Felder

In Wendezeiten 1990–1999: Vom BDA zum BdA/DDR zum BDA Hans Albeshausen im Gespräch mit Andreas Denk und David Kasperek	4
Stein vs. Glas 1990–1999: Der Berliner Architekturstreit Florian Hertweck	12
Eine Zeitschrift als Projekt zwischen den Welten 1990–2013: der architekt Andreas Denk	20
Chronik 1990–1999	28





## In Wendezeiten

# 1990 – 1999: Vom BDA zum BdA/DDR zum BDA

**Herr Albeshausen, wie haben Sie die Entwicklung des BDA zum BdA/DDR<sup>1</sup> nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt?**

Unmittelbar nach dem Krieg haben Architekten – im Osten wie im Westen – zunächst unter ähnlichen Bedingungen gearbeitet. Es gab in der DDR, wenn ich mich richtig erinnere, zu Beginn noch freischaffende Architekten, einige wenige zwar, aber es gab sie. Mitte der sechziger Jahre bestand die freie Architektenschaft im Prinzip nur noch aus Rentnern. Die anderen aber saßen alle in volkseigenen Betrieben: zunächst waren das reine Planungsbetriebe, die allumfassend planerisch arbeiteten und riesige Vorhaben umsetzten. Sie haben zu Beginn ähnlich gearbeitet, wie wir heute auch – mit Ausschreibungen und allen anderen Modalitäten. Anfangs konnten die in diesen Betrieben beschäftigten Architekten noch eine gewisse eigene Meinung vertreten und waren nicht zu sehr unter dem Kuratel von Partei und Regierung. Das änderte sich jedoch von Jahr zu Jahr. Leitende Architekten wurden zunehmend von der Partei bestimmt.

**Wie war die Situation, als Sie in den BdA kamen?**

Als ich Mitte der sechziger Jahre Mitglied wurde, war die Grenze gezogen, der Staat war ein anderer, die Wirtschaftssituation ebenso. Es gab ja nicht nur vom Osten her die Abgrenzungspolitik, sondern auch die Embargopolitik des Westens. Man muss immer beide Seiten sehen, die diese Trennung bewirkt haben. Man konnte nicht reisen und hat dadurch auch keine Brücken mehr schlagen können.

**Der alte BDA im Westen war elitär, der damals neue BdA/DDR nicht mehr. Was hatte das für Folgen?**

Der BdA hatte mit dem ursächlichen Anliegen des BDA-West überhaupt nichts mehr zu tun. Durch die Öffnung für eine breite Mitgliederschaft kamen natürlich auch viele Leute in den BdA, die man im althergebrachten BDA nicht akzeptiert hätte. In den großen VEB-Betrieben waren Entwurfsleistungen immer Kollektivleistungen der sogenannten Entwurfskollektive. Zumeist waren das Architektenkollektive, die in kleineren Brigaden (heute Teams) arbeiteten, zum Teil auch mit Haustechnikern und Statikern zusammen. Es gab jede Menge Fachschulingenieure, die im Entwurf tätig waren – und alle diese kamen in den BdA/DDR, so dass der Verband dann kurz vor der Wende eine Massenvereinigung und kein Eliteverein war. Damit gab es überhaupt keine Übereinstimmung mit dem, was im alten BDA gewünscht und möglich war.

**Wie wurde der BdA finanziert?**

Der BdA/DDR wurde aus sehr geringen Mitgliederbeiträgen finanziert, jedoch bekam er vor allem Zuwendungen vom Staat. Wie bei vielen anderen Vereinen auch, wurde von oben gesteuert. Die Zeitschrift, Veranstaltungen und andere Dinge wurden bezuschusst, weil es niemals aus dem Beitragsaufkommen zu finanzieren gewesen wäre. Natürlich hat die Partei kräftig mitgemischt. Es gab im BdA/DDR eine Parteigruppe, die vor jeder größeren Veranstaltung beraten und entschieden hat, was geht und was nicht – und es war immer mindestens ein Mitarbeiter der jeweiligen Partei-



ebene dabei. Alles war von oben sehr gut behütet. Die letzten gewählten BdA-Präsidenten sind eindeutig über die Partei eingesprungen. Nur sehr wenige im Vorstand versuchten gegenzusteuern.

### **Wie kann man sich ein Gegensteuern vorstellen?**

Bei uns im Osten wurde auch oft einfach ‚nur‘ mitgemacht. Ich kann mich an ein Beispiel entsinnen: Als Bruno Flierl aus dem BdA/DDR ausgeschlossen wurde, gab es in Leipzig eine Vorstandssitzung. Alle Landesvorsitzenden waren da, und der Sekretär des BdA wollte unbedingt, dass schnell ein Beschluss gefasst wird, um Bruno Flierl aus dem Verband hinaus zu bekommen. Dann aber wurde dieser Beschluss in eine andere Beschlussvorlage mit hineingepackt, die man problemlos akzeptieren konnte: und so haben dann alle zugestimmt. Alle – ohne Gegenstimme. Es hat sich keiner bemüht gefühlt, dagegen zu stimmen. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich mich daran erinnere. Man hätte sagen müssen, dass erst einmal die Beschlüsse getrennt werden sollen, dann

wird derjenige beschlossen, der akzeptabel ist, und dann der andere, bei dem es vielleicht doch Gegenstimmen gegeben hätte.

### **Eigentlich ein eher typisches gruppendynamisches Verhalten...**

Ja, das ist nicht unbedingt ostspezifisch. Aber eine gewisse Einstimmigkeit war eben vorhanden. Und genauso war es bei der Wahl der BdA-Präsidenten, bei der jeder wusste, dass sie von der Partei eingesetzt wurden. Gefährlich wurde es in der DDR ja, wenn andere Meinungen, beispielsweise von westlichen Medien, kolportiert wurden. Solange das in einem überschaubaren Kreis verblieb, war es nicht weiter tragisch. Aus diesem Grund wurde an vielen Stellen im BdA/DDR sehr offen diskutiert – wenn es intern blieb. Zum Beispiel hatten Vertreter des BdA periodisch ein Treffen mit den Bezirksleitungen der Partei oder mit dem Rat des Bezirks. Dort wurde einigermassen offen über die Misere im Wohnungsbau und über das Wirtschaftliche im Bauwesen geredet, auch über das Zurückschrauben der Altbausanierung, über Abriss und Wiederaufbau – all das wurde sehr direkt angesprochen. Aber es bewirkte nichts. Und das hat auch die Staatssicherheit gewusst, denn sie hat ja mitgehört und wusste ohnehin, wie die Meinung der Fachleute war. Aber es führte zu keinen Veränderungen. Daran sind viele verzweifelt.

### **Wäre Ihrer Meinung nach ein dritter Weg möglich gewesen: ein anderer Weg als die alte DDR und die neue Bundesrepublik?**

Ja, viele haben das gehofft. Es gab ja durchaus einige im Osten, die an den Sozialismus geglaubt

*Neubaugebiet,  
Schwedt 1975*

haben. Nicht nur vordergründig, und nicht nur im Sinne des Dienens für die Partei, sondern wahrhaftig. Besonders die älteren Genossen, die schon vor 1933 für den Sozialismus gekämpft hatten, waren davon überzeugt, dass der Sozialismus der bessere Weg sei. Viele junge Menschen hofften auf einen dritten Weg, eine Reformierung des Sozialismus, so wie ihn Gorbatschow propagiert hat. Das wäre aber schon aus rein wirtschaftlichen Gründen nicht mehr möglich gewesen. Die DDR war am Ende, das System marode, man hätte nicht die Kraft gehabt innerhalb dieser kurzen Wendezeit. Für den DDR-Normalbürger zählte die bunte Konsumwelt, viele hatten ja Westfernsehen – und wurden davon vereinnahmt und völlig verbogen. Die Menschen wären einfach davon gelaufen. Der dritte Weg war ganz einfach abhanden gekommen...

*Arbeiter vom Rostocker  
Wohnungsbaukombinat bei  
der Qualitätskontrolle, 1976*

**Auch im Westen gab es die Tendenz zu glauben, dass man dem Land eine andere Chance geben müsse als nur eine Aneignungsphase...**

Mit dieser Ländergliederung beispielsweise wurden Fehler gemacht. Man hätte durchaus eine DDR mit mehreren Regierungsbezirken gestalten können. Aber das ging für die meisten in der Bevölkerung nicht. Vor allem in Sachsen und Thüringen lebten viele, die Berlin hassten, sie wollten keine Zentrale in Berlin mehr, sondern ihr Land zurück. In Brandenburg war das etwas anders: hier war der Krieg darüber hinweg gefegt, und die Bevölkerung war durch Zuzug aus anderen Regionen in großem Maße ausgetauscht worden. Die vielen einzelnen



Länderregierungen heute sind Wahnsinn: keines der „neuen“ Länder trägt sich selbst. Stammte ich aus Bayern, so würde ich auch Reformen einfordern und vorschlagen, dass sich Berlin und Brandenburg vereinigen und jährlich Millionen einsparen, weil eine Landesregierung weniger bezahlt werden muss. Aber so einfach geht das nicht: Es gab in der BRD den ‚grauen Plan‘, herausgegeben weit vor der Wende vom Ministerium für innerdeutsche Angelegenheiten in Bonn – dort wurde genau beschrieben, wie man das Land wieder vereinigt. Und genau so, wie es dort steht, wurde es ausgeführt, ohne große Weiterentwicklung.



### **Was hätte ein dritter Weg für die Architektur bedeuten können?**

Von entscheidender Bedeutung war die Eigentumsfrage. Grundstücke spielten bei uns eigentlich keine Rolle mehr. Es waren zwar noch private Grundstücke in den kleinen Städten vorhanden, aber in den größeren Städten, wo der Krieg große Verwüstungen hinterlassen hatte und dann viel gebaut wurde, war Grund und Boden in der Hand des Staates. Nach dem Aufbaugesetz konnten Grundstücke enteignet und großzügig überplant und bebaut werden. Das ist für eine gesunde Stadtentwicklung ein einschneidender Eingriff. So ein Herangehen ist in einem Staat wie der BRD grundsätzlich nicht möglich.

### **Konnte der BdA/DDR seinen Zielen bezüglich der ‚Qualität von Architektur‘ auch wegen seiner Arbeitsweisen nicht mehr gerecht werden?**

Das war objektiv am Ende der DDR nicht mehr möglich. Was in den letzten Jahren realisiert wurde, war, abgesehen von einigen Bauten in Berlin, vor allem Wohnungs- und Kaufhallenbau – und das am absolut qualitativen Minimum. Im Grunde war es eine deprimierende Situation. Die Planungsbetriebe gehörten nunmehr zu den Baukombinaten, denen Leute vorsahen, die im weitesten Sinne aus der „Arbeiterklasse“ kamen. Damals wurde das Wohnungsbaukombinat Frankfurt (Oder) von einem Zimmererpolier geleitet, der, mit Verlaub, nur ein bestimmtes kulturelles Niveau hatte. Viele in der überalterten Parteiführung, der Regierung oder diejenigen, die von der Partei in die Ämter gehoben wurden, kamen aus einer Welt, die intellektu-

ell nicht gerade überfrachtet war – abgesehen von einigen, die sich weltweit informieren und bilden konnten. Erich Honecker war Dachdecker... Sie kamen aus einer Welt, die vor 1945 eher widrige Verhältnisse aufwies, sie wollten eben nicht die alten Städte, diese Konzentration von Bruchbuden – hier in Berlin gab es jede Menge davon –, sie wollten neue Wohnungen mit Licht, Luft und Sonne. Das war schon viel für sie. Die Qualität, die man sich auch bei einer Wohnung hätte leisten können, war so weit entfernt von ihrem Vorstellungsvermögen, dass sie gar nicht bemerkt haben, wie schlecht das neu Entstandene war. Mehr Anspruch war gar nicht. Und wenn dann ‚noble‘ Bauten realisiert wurden, wie in Berlin – ich habe solche Beratungen miterlebt – haben führende Leute mitdiskutiert, die wirklich nichts davon verstanden. Viele Architekten, eigentlich eine ganze Menge, mussten letztendlich diesen Menschen regelrecht etwas ‚einreden‘ und es ihnen unterschieben, wenn bestimmte Dinge durchgesetzt werden sollten.

### **Das ist ja von heute nicht allzu weit entfernt... ‚Architektur ist Schmuggelware‘.**

Ja, das ist richtig, Es gab natürlich auch einige kluge Leute unter den damaligen Architekten, die bestimmte Sachen durchgesetzt haben, aber sie waren eher Einzelfälle. Die große und bestimmende Masse, die auch nach der Wende eine Rolle gespielt hat bei der Beurteilung der Architekten der DDR, war das aber nicht. Das kann man nicht verleugnen.

*Zeidler Roberts Partnership,  
Umbau der Stadthalle Suhl  
zum Congress Centrum,  
Suhl 1995*

In der letzten Ausgabe von „Architektur der DDR“ wurde 1989 ein konkretes Programm vorgestellt, in dem die Qualifizierung von Architektur gefordert wird: weg von der simplen Quantifizierung, die Betrachtung von Mensch und Ort wird eingefordert. Gab es zu dieser Zeit nicht die Möglichkeit einer Erneuerung von innen?

Die hätte es vielleicht geben können. Aber ich kann mich an eine Veranstaltung in Berlin entsinnen: eine große Beratung, bei der alle Vertreter der Bezirke teilnahmen, ebenso wie die Landesvorsitzenden und ihre Mitarbeiter, und da brach alles völlig auseinander. Es gab eben diesen ‚Hass‘ auf Berlin, gerade wegen der Bevorzugung der Stadt in der DDR. Man wollte nicht wieder unter einer Führung von Berlin stehen. Die anwesenden Sachsen saßen, ich erinnere mich noch genau, ganz oben auf dem Rang – und protestierten sofort. Als sich Wolf R. Eisentraut, Architekt aus Berlin, ein bisschen nach vorne wagte, kam sofort die Gegenwelle aus jenen Ländern, die zu DDR-Zeiten benachteiligt waren. Wir aus Frankfurt (Oder) haben uns da nicht allzu viel gewehrt, aber diejenigen, die vorher bewusst von der Entwicklung abgeschnitten wurden – wie eben die Sachsen – forderten vehement einen eigenen Verein, ohne zentrale Leitung und mit mehr Eigenständigkeit, also keinen neuen einheitlichen BdA. Auch von den Vertretern des West-BDA wurde signalisiert, dass es mit den hohen Mitgliederzahlen des BdA/DDR keine Übernahme geben könne.



### **War eine Neugründung des BDA-Ost nach der Wende gerade auch deshalb notwendig?**

Der BdA/DDR war nicht eins zu eins in den West-BDA einzugliedern. Dann hätten ja in der Bundesrepublik ebenso viele Ingenieure in den Verband aufgenommen werden müssen – und das wiederum wäre ein völlig anderer BDA gewesen und auch nicht im Sinne der damaligen Satzung im Westen.

### **Der BdA/DDR löste sich auf und dahinter stand schon die Gründung der neuen Landesverbände?**

Ja. Das lief alles ineinander über. Carl Steckeweh war zu dieser Zeit sehr aktiv, er reiste von Land zu Land und sprach mit allen, die im alten BdA/DDR in Führungsrollen waren. Für uns war es zu der Zeit aber nicht so richtig klar, wie sich Kammer und BDA unterscheiden. Cornelius Hertling war damals Kammer-Vorsitzender in Berlin und in jener oben beschriebenen Beratung zusammen mit Carl Steckeweh anwesend. Die beiden waren blendende

Redner, jedoch haben wir damals nicht recht verstanden, was die beiden eigentlich wollten und wie ihre Ziele überhaupt differieren. Beide proklamierten die Entwicklung und Qualitätseinfaltung der Architektur – dennoch waren es zwei unterschiedliche Gremien, die parallel existierten. Wobei der BDA damals noch mit vielen Aufgaben betraut war, die heute eindeutig bei der Kammer angesiedelt sind. Danach bildeten sich in den neuen Ländern die Architektenkammern, und parallel dazu wurden neue BDA-Landesverbände unter den Kriterien des BDA der Bundesrepublik gegründet. Wir haben damals von Carl Steckeweh die BDA-Satzung und alles weitere erhalten, was wir brauchten, um einen neuen Landesverband zu gründen. Das war sehr ungewöhnlich für uns: zum Anwalt zu gehen und sich in einen Verein eintragen zu lassen – dies waren völlig neue Verhältnisse.

### **Wie sind Sie an neue Mitglieder gekommen?**

In den Bezirken gab es die Bezirksverbände des BdA/DDR. Die guten Leute waren dort Mitglieder. Man kannte sich, man wusste, was sie gebaut und welche Haltung sie hatten. Beispielsweise zeigt das Gründungsprotokoll für den Landesverband Brandenburg eine Liste der Gründungsmitglieder: Architekten, Stadtplaner, Denkmalpfleger und Innenarchitekten haben hier zusammengefunden, zum größten Teil aus Potsdam, Cottbus und Frankfurt (Oder), die schon zu DDR-Zeiten versuchten, engagiert Architektur zu machen. Es kamen rund 20 Per-

sonen für das Land Brandenburg zusammen – eine relativ geringe Zahl, mit der unser Landesverband startete. Das waren diejenigen, die den BDA Brandenburg neu aufgebaut haben.

### **Carl Steckeweh war sehr engagiert für die Gründung der neuen Landesverbände unterwegs. Empfinden Sie dies als Hilfestellung oder eher als Bevormundung?**

Nein, wir empfanden das als Unterstützung. Steckeweh war überaus aufgeschlossen und geschickt. Durch seine Vermittlung konnten wir beispielsweise Architekturbüros in Nordrhein-Westfalen besuchen, die bereitwillig zeigten, wie sie arbeiteten. In der beruflichen Praxis allerdings mussten wir Ost-Architekten dann schon sehr allein und für uns kämpfen.

### **Gab es Mentalitätsprobleme?**

Es war eine insgesamt schwierige Zeit. Wir hatten ja auch kein Geld zur Verfügung, denn potentielle Bauherren im eigenen Bundesland verdienten zu dieser Zeit selbst kaum etwas. Die wenigsten von uns hatten größere Aufträge – wir mussten ganz schön rechnen. Die gesamte Art zu wirtschaften, ein Büro zu unterhalten, eine Steuererklärung zu machen, zu der es eines Steuerberaters bedarf, das waren viele Dinge, in die man erst hineinwachsen musste.

**In der Wende-Zeit kamen Architekten, Planer und Investoren aus dem Westen zum Zuge, denn es hieß, große Investoren könnten es sich nicht leisten, mit unerfahrenen Ost-Architekten**

**zu arbeiten. Hatte sich ein Subsystem entwickelt, das Architekten aus dem Osten ausschloss?**

Das mag es in verschiedenen Fällen gegeben haben. Ich kann explizit nur von mir sprechen: wir haben sehr unterschiedliche Bauherren erlebt. Zum Beispiel haben wir für eine Wohnungsbaugesellschaft gebaut, die war äußerst hilfsbereit und hat uns – man kann es fast so sagen – liebevoll betreut. Wir machten auch gute Erfahrungen mit einem privaten Investor, für den wir ein Hotel gebaut haben. Aber natürlich gab es eine andere Kategorie, bei denen das Geschäft die Hauptrolle spielte und die rücksichtslos vorgegangen sind. Es kamen auch Investoren mit ihren eigenen Architekten, weil sie das ‚Risiko‘ mit einem DDR-Architekten nicht eingehen wollten. Was die Besetzung öffentlicher Gremien in den Städten und Ländern betrifft, lief das auch sehr unterschiedlich ab: viele sind aus dem Westen gekommen und haben uns unterstützt. Wenn diese in den Bauämtern saßen, zogen sie auch Architekten aus dem Westen nach. Das Spiel der Bürokratie ist ja ein recht eigenes: bevor man Leute erst neu anlernt, greift man lieber auf diejenigen zurück, die es bereits kennen. Es gab noch ein anderes Problem: Es gab freie Architekten, die sich freiberuflich selbstständig machten, andere versuchten, Firmen in kleinerem Umfang weiterzuführen – denen blieb gar nichts anderes übrig, als eine GmbH zu gründen. Zu der Zeit war jedoch der West-BDA auf GmbH-Architekten überhaupt nicht geeicht.

**War die Verkleinerung von großen staatlichen Betrieben zu GmbHs vielleicht wirtschaftlich**

**gesehen ein Fehler, da man mit einem größeren Mitarbeiterstab schlagkräftiger ist?**

Es gab unterschiedliche Modelle. In Dresden bildete sich, zum Beispiel, eine große GmbH, die die Frauenkirche wiederaufbaute. Das hat gut geklappt. Bei vielen anderen leider nicht. Hat man eine große Firma, braucht man einen bestimmten Stamm von Partnern, die einem regelmäßig größere Aufträge zuspielen. Hat man diese Partner und Projekte nicht, gibt es überhaupt keine Chance, in das Geschäft hineinzukommen. Und die großen Investoren, die beispielsweise Handelszentren bauten, hatten meist ihre eigenen Leute.

**Hatten Sie bei Wettbewerben nicht die gleichen Chancen?**

Auch das war unterschiedlich. Bei einem Wettbewerb in Oranienburg, den wir damals gewannen, wurden wir mit einem Westarchitekten verwechselt. Vielleicht waren wir ja genauso gut...*(lacht)*. Wettbewerbe wurden von den Ministerien geordert und auch finanziert. Damit konnten sie beeinflussen, wer in der Jury saß. Das waren eben meist Personen aus den alten Ländern, die wiederum die Arbeiten ihrer Architekten kannten. Wir hatten ja auch keine besondere Erfahrung mit Wettbewerben, denn in der DDR gab es schon lange keine mehr.

**Wie sahen Ihre Aufträge beziehungsweise die Ihrer ostdeutschen Kollegen zu dieser Zeit aus?**

Die lagen zunächst vor allem im Wohnungsbau. Es ist damals viel Geld in den Osten geflossen, es war reichlich Kapital da – und es wurde kräftig geför-

dert. Der Wohnungsbau beispielsweise wurde gefördert, das ging dann durch die Mieten und die Refinanzierung ganz gut. Wurde ein Sonderbau wie ein Theater gefördert, wurde es den Ostländern im Prinzip geschenkt. Zu dieser Zeit, in diesem Überschwang, war die Intention, alles neu und komplett zu machen. Oft wurden Riesenkisten gebaut und die Kommunen hatten anschließend ein gewaltiges Problem, diese Gebäude umfassend zu nutzen und zu unterhalten.

**Denkwürdig ist auch, dass gerade die Wendezeit der westdeutschen Baukonjunktur noch einmal aufgeholfen hat...**

Ja, der Aufbau Ost war auch ein Aufbau West. Auf dem Beamtensektor sind viele versorgt worden, die an der Karriereschwelle standen, nicht weiterkamen und dann in den Osten „weggelobt“ wurden. Für viele westdeutsche Firmen öffnete sich ein neuer Markt. Im Bauwesen vielleicht gar nicht so sehr, aber in der Industrie ist das Bestehende rücksichtslos beseitigt worden. Große DDR-Betriebe waren mit der Wende schlagartig weg. Viele Geschäftsfelder gingen direkt in westdeutsche Hände über. Die alten Wirtschaftsbeziehungen in den Osten wurden sofort aufgegeben – alle glaubten daran, dass mit den vielen Möglichkeiten, die man jetzt durch Westkontakte hatte, alles viel besser werden würde. Man war überzeugt: Da kommen Leute aus dem Westen, die alles viel besser können. Dass dem nicht unbedingt so war, weiß man heute.

**Wie sehen Sie die Rolle des BDA in den ‚neuen‘ Ländern heute?**

Der BDA hat es schwer, zumindest in Brandenburg. Der BDA lebt gut, wenn es seinen Mitgliedern gut geht. Wenn es den Leuten, die hehre Ziele in der Architektur verfolgen, wirtschaftlich nicht gut geht, gibt es Probleme. Ein kleiner Verein wie wir, muss sehen, wie er finanziell über die Runden kommt. Und aus reinem Idealismus über Architektur zu diskutieren, macht man nur, wenn man es sich wirtschaftlich leisten kann. Im alten BDA gab es viele reiche Architekten, die so manches aus Idealismus machen konnten. Heute zeigt sich eher ein anderes Bild.

**Was wünschen Sie sich von Ihrem BDA?**

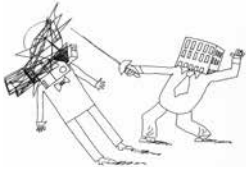
Dass er sich stärker mittels Architekturtheorie, dem geistigen Überbau von Architektur, in der Öffentlichkeit positionieren sollte. Es muss wieder mehr über grundsätzliche Fragen gesprochen werden – und über die Vermittlung von Theorie in die Praxis. Ich finde es heute schwierig, eine Diskussionsbasis zu finden. Teilweise liegt das auch an den vielen computergenerierten Bildern, die – als Zufallsgebilde erzeugt – als große Architektur bezeichnet werden. Hier sollte der BDA ein Bedürfnis wecken, sich verstärkt mit architekturtheoretischen und gestalterischen Themen zu beschäftigen.

**Anmerkung**

1952 konstituierte sich der Bund Deutscher Architekten in der DDR, der sich ab 1971 Bund der Architekten in der DDR (BdA/DDR) nannte.

# Stein vs. Glas

## 1990–1999: Der Berliner Architekturstreit



*Ironimus, Stimmanns Kampf gegen die Modernisten, 2006*

Der in den 1990er Jahren ausgetragene Berliner Architekturstreit wurde öfters auf einen Dissens zwischen Architekten reduziert, die ihre Gebäude in Glas hüllen, und solchen, die sie mehrheitlich in Stein kleiden. Gustav Peichl alias „Ironimus“ hat diese scheinbar oberflächliche Querele in seinem unverwechselbaren Strich karikiert, als Duell zwischen einem Architekten, dessen Kopf aus einer steinernen Lochfassade besteht und der angriffslos seinen Degen gegen einen Kollegen mit einem dekonstruierten Kopf schwingt. Dabei ging es in der Kontroverse natürlich nicht nur um die vermeintlich richtige Wahl des Fassadenmaterials, etwa in Hinblick auf den Klimawandel oder die Energiewende – auch wenn das Thema der Nachhaltigkeit neben vielen anderen Themen des damaligen Diskurses bemüht wurde. Im Hintergrund stand die in Deutschland besonders ausgeprägte kulturelle und gar politische Bedeutung, mit denen diese Baumaterialien vor allem in der Nachkriegszeit aufgeladen wurden. Wenn bei Franzosen oder Engländern die Gleichung von Glas als demokratischem und Stein als scheinbar autoritärem Baumaterial eher Befremden auslöst, erklärt sich hierzulande die unmittelbare Vermengung von architektonischen und politischen Begriffen aus der bekanntlich komplizierten deutschen Geschichte. Zwar hatten bereits Paul Scheerbart und Walter Benjamin dem Glas eine sozialtherapeutische Wirkung zugesprochen, aber erst nach dem Untergang des Dritten Reichs mitsamt den tektonischen Fantasien seines architekturbesessenen Führers, glaubten die nun herrschenden Architekten an die Heilkraft dieses „revolutionären“ Baustoffs. Jetzt sollte die nachvollziehbare Vorstellung einer transparenten

Gemeinschaft, die hinter den kristallinen Utopien der Expressionisten stand, die bundesrepublikanische Gesellschaft prägen. „Wir haben Öffentlichkeit mehr als Offenheit gedacht“, so Günter Behnisch, und meinte, ein Gebäude sollte „von Außen offen wirken und nicht den Eindruck erwecken, als wenn dahinter böse Mächte walten könnten“<sup>1</sup>.

Dem hingegen ging es Hans Kollhoff, um nur einen prominenten Protagonisten des Architekturstreits zu nennen, zunächst darum, diese Gleichung zu revidieren und Stein wieder als legitimen Baustoff zu etablieren. Der Nazi-Architektur sei es gelungen, so der Berliner Baumeister, alles in ihren Strudel zu reißen, was sich in einer Tradition großstädtischen Bauens verstanden hat. „Wie will man sonst erklären, dass sich jeder Architekt, der einen Stein in die Hand nimmt, dem Faschismusverdacht aussetzt?“<sup>2</sup> Dass er damit nicht nur Applaus erhielt, liegt auf der Hand. Der Marburger Architekturhistoriker Heinrich Klotz erwiderte, dass zwar eine verantwortungslose Architekturkritik für alles Bauen, das „angeblich nicht dem oberflächlichen Begriff eines so genannten demokratischen Bauens der Durchsichtigkeit und Offenheit entsprach, mit dem schnell herbeigeholten Etikett ‚faschistoid‘ denunziert wurde“, Architekten jedoch umgekehrt nicht glauben sollten, „jegliche Sprache der Architektur sei frei von ideologischer Last und deshalb ahistorisch verwendbar“.<sup>3</sup>

Auch wenn dieser Schlagabtausch heute kurios erscheinen mag, spricht er im Kern beide zentralen Reibungspunkte des Architekturstreits an: zum einen die Historizität von Architektur in einer Stadt, in der sich über Jahrzehnte das Schicksal der Welt zu entscheiden schien und der gerade wieder die Haupt-

stadtfunktion und der Regierungssitz eines vereinten Deutschlands zugesprochen wurde; zum anderen aber auch ganz generell die Frage nach der Gestalt der Großstadt im ausgehenden 20. Jahrhundert.

### Historismus

Bevor sich der Berliner Architekturstreit vollends entfachte, diskutierte eine breitere Öffentlichkeit in der Hauptstadtdebatte die Rolle eines vereinten Deutschlands, in der zwei diametral gegensätzliche Haltungen zum Vorschein traten, die wiederum die Architekturkontroverse maßgeblich beeinflussen sollten. Die eine – von mir neopatriotisch genannte – begriff die politische Vereinigung als Anlass, die scheinbare Identitätsneurose der Nachkriegszeit zu überwinden und nunmehr als normales Land nach Innen wie Außen aufzutreten. Folgerichtig wurde auch das ungeniertere Zelebrieren von nationalen Symbolen gefordert, wozu auch eine monumentalere Ausprägung des Stadtbilds seiner neuen Hauptstadt gehörte – im Gegensatz zur provinziellen Physiognomie der ehemaligen Bundeshauptstadt Bonn. Der Maßstabssprung der Berliner Republik manifestierte sich nicht nur in den neuen Regierungsbauten oder in der Größe des neuen Bundesadlers, sondern auch im Vorhaben einer Rekonstruktion des barocken Stadtschlusses, für die sich sein Förderverein 1993 mit der Simulation von zwei historischen Fassaden im realen Maßstab eine atemberaubende Werbekampagne leistete. Wenig später veröffentlichte der ‚Stern‘ seine Vision für „Berlin 2005“ – eine Serie von Panoramen des Architekten



und Malers Yadegar Asisi, in denen die prominentesten Plätze von Berlin durchweg in historistischer Gestalt dargestellt waren. Beide Aktionen rufen die damals weit verbreitete Hoffnung in Erinnerung, die Pracht eines zukünftigen Berlins näherte sich der imaginierten Pracht eines historischen Berlins an.

Tatsächlich war jene offensive Historisierung Ausdruck einer allgemeinen Begeisterung für alles Historische und besonders für die Geschichte von Städten. In den Fernsehprogrammen hatten historische Dokumentationen und seichte Historienfilme Hochkonjunktur, und in den Buchläden türmten sich die Neuauflagen alter Fotobände, in denen man die Schönheit der verlorenen Stadt bewundern konnte. Diese Tendenz entsprach auch einem internationalen Architekturdiskurs, in dem zwar der Dekonstruktivismus einen erfrischenden Ausweg aufzuweisen

*Stadtschloss Berlin,  
Simulation der historischen  
Fassaden 1993/1994*

schien, der jedoch noch von den Ausläufern der Postmoderne und ihrer Hinwendung zur Architektur- und Stadtgeschichte dominiert wurde.

Dezidierte Zukunftsprojekte, die sich heute alle europäischen Metropolen auf die Fahnen schreiben, waren in Berlin noch Tabu gewesen, was mit der Vermeidung einer so genannten „dritten Zerstörung“ begründet wurde – als erste Zerstörung galt jene der Bombardements von 1944–45, als zweite die bekannten Nebenwirkungen der Kahlschlagsanierungen, deren Zerstörungswut als Hauptmerkmal der Moderne dargestellt wurde. Obwohl Berlin bereits vor dem letzten Weltkrieg mehrfach bis auf wenige Häuser zerstört wurde – was Hans Stimmann in den im Jahr 2000 bei der Biennale von Venedig präsentierten Schwarzplänen als Beweis für die These der „zwei Zerstörungen“ nicht thematisierte –, wurde mit dem Mythos einer dritten Zerstörung eine Argumentationsfigur gegen die Moderne im Allgemeinen und besonders gegen das Experimentieren an sich aufgebaut. Paradoxerweise wurde nicht lange gezögert, die moderne Nachkriegsarchitektur, die in dieser Haltung als Ausdruck der gering geschätzten Nachkriegsepoche begriffen wurde, niederzulegen – so musste beispielsweise der Palast der Republik dem vom Bundestag mit breiter Mehrheit beschlossenen Stadtschloss-Neubau Platz machen. Die heftige Auseinandersetzung um die Akademie der Künste am Pariser Platz macht deutlich, wie kompromisslos sich das historistische Dogma in den 1990er Jahren durchzusetzen vermochte: Beabsichtigten Günter Behnisch und Werner Durth, dem Bau eine Glasfassade vorzusetzen, wurde durch

*Norman Foster,  
Masterplan für einen Park  
entlang der Berliner Mauer,  
Entwurf 1990*



drei Gutachten der Aufbau, der Aufriss und die (steinerne) Materialität des historischen Prospekts vorgeschrieben. Obgleich sich letztendlich Behnisch und Durth durchsetzen konnten, galt für das Bauen in der neuen/alten Hauptstadt nunmehr: wer zeitgemäß sein wollte, musste demonstrativ antimodern werden, eine Lektion, die zahlreiche Berliner Architekten schnell begriffen hatten.

### **Dialektik**

Die zweite Haltung leitet sich von Jürgen Habermas' Position ab, der die Berliner Republik in Kontinuität zur Bonner Republik forderte. Nach seiner Lesart war die Nachkriegsmoderne Ausdruck für einen Demokratisierungsprozess, der in der Bundesrepublik erst in den 1970er Jahren peu à peu eingesetzt hatte, als die Aufarbeitung der Kriegsverbrechen und die Auseinandersetzung mit dem Holocaust zur kollektiven Aufgabe erklärt wurde. Verfechter einer



zweiten oder reflexiven Moderne sahen gerade in dem heterogenen, fragmentierten und perforierten Stadtbild von Berlin das Potential, die Lehren einer komplizierten Geschichte zu vermitteln. Wim Wenders begründete seinen Umzug nach Berlin mit dem Hinweis, dass keine andere deutsche Stadt offener als Berlin sei, deren „Wunden die Geschichte besser als jedes Geschichtsbuch oder Dokument“ vermittelten. Und der damals in Berlin lebende Daniel Libeskind, der sich einen heftigen Schlagabtausch mit Vittorio Magnago Lampugnani leistete, dem Nachfolger Klotz' im Amt des Direktors des Deutschen Architekturmuseums (DAM), fand für das wunderbare Berlin-Palimpsest den Begriff des „städtischen Mosaiks“, während der als Advokat des Dekonstruktivismus unverdächtige Oswald Mathias Ungers verlautbarte: „Der Stadtplan [von Berlin] ist ein Textbuch von Ereignissen, in dem alle Spuren registriert sind, die von der Geschichte zurückgelassen wurden. Die Aufzeichnungen gleichen eher einem gigantischen Puzzle, das aus Teilen und Stücken zusammengesetzt ist, als einem geordneten und logischen Ganzen. (...) Die Stadt blieb – Gottlob – Stückwerk, diskontinuierlich, unvollständig und deshalb vielfältig und lebendig.“<sup>4</sup>

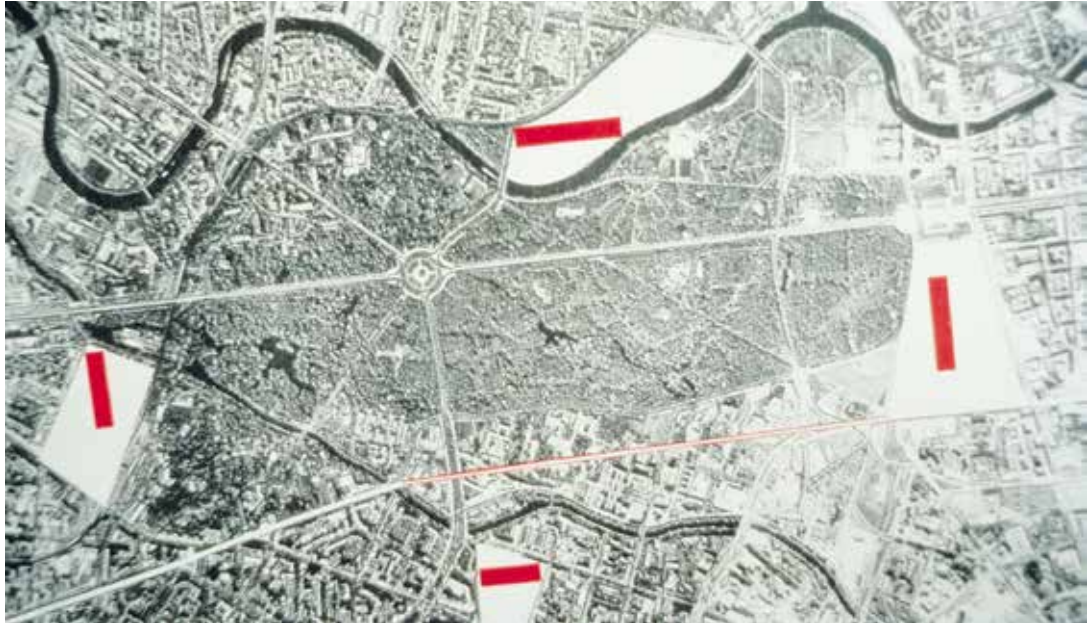
Den Gegnern eines „steinernen Berlin“ ging es demnach darum, die unterschiedlichen, teils gegensätzlichen Folien des Palimpsests der Berliner Stadtgeschichte sichtbar zu machen und einen Städtebau zu entwickeln, der mit dem Anspruch antritt, auf eine sich rapide verändernde soziale,

kulturelle und ökologische Situation offensiv einzugehen. „Anstelle der Exklusion und des nationalen Pomp“ plädierte der Soziologe Ulrich Beck für eine Stadt des „experimentellen Und“,<sup>5</sup> in der sowohl der sich einem bequemen Geschichtsverständnis entziehende städtische Bestand eine Rolle spielen soll, als auch eine experimentelle, die ethisch-politischen Fragen des Raumes behandelnde Architektur. Unter der Verpflichtung auf Historizität wurde nicht die einseitige Rekonstruktion der Blockstruktur des 19. Jahrhunderts begriffen, sondern eine in den architektonischen und städtebaulichen Entwürfen angestrebte Integration oder Konfrontation vielfältiger Typologien der Berliner Stadtgeschichte, auch und besonders jene des 20. Jahrhunderts. Diese beiden gegensätzlichen Haltungen traten beispielhaft beim Umgang mit der Berliner Mauer zutage: Während sich die Verfechter eines „steinernen Berlin“ nach dem Abriss der Mauer für die vollständige Erschließung des frei gewordenen Areals einsetzten, plädierten unter anderem Rem Koolhaas, Jean Nouvel, Zaha Hadid und Norman Foster für die Anlage eines linearen Parks, der die Spuren der Mauer sichtbar gelassen und auf die Öffentlichkeit eines fließenden Raums gesetzt hätte.

### **Urbanität**

Im Wettbewerbsverfahren für den Potsdamer Platz, als Rem Koolhaas wütend die Jury verließ, kristallisierte sich erstmals die Bestimmtheit heraus, mit der der eben nominierte Senatsbaudirektor Hans Stimmann die „kritische Rekonstruktion“ als Dogma für den Aufbau von Berlin durchzusetzen suchte. Zwar handelte es sich um denselben Begriff, den Josef Paul Kleihues für die IBA Berlin 1984–87 entwickelt hatte, jedoch änderte sich der Inhalt in nicht un-

*Herzog & de Meuron,  
Berlin Zentrum, Entwurf  
1990*



erheblichem Maße. Ging es in den 1980er-Jahren noch um das Experimentieren von Architektur innerhalb der Rekonstruktion der historischen Stadtkubatur – ‚kritisch‘ bezog sich auf die Rekonstruktion der historischen Architektur als auch auf die exakte Rekonstruktion des Parzellenverlaufs, falls dieser den neuen Programmen nicht genügte –, sollte jetzt das steinerne Abbild der wilhelminischen Großstadt rekonstruiert werden. Es ging nicht mehr um punktuelle Stadtreparatur – der modernen Stadtlandschaft sollte in großem Maßstab die historische Abfolge von Straßen, steinernen Blocks

und Plätzen entgegen gestellt werden. Der neue Berliner Block stellte jetzt nicht mehr einen Zusammenschluss von verschiedenen Stadthäusern dar, er wurde selbst, wie in der Friedrichstadt oder eben am Potsdamer Platz, zu einem großen mehr oder weniger monostilistischen und monofunktionalen Stadthaus (der Wohnungsmindestanteil wurde dort auf nur 20 Prozent festgesetzt).

Ausschlaggebend für diesen Bedeutungswandel der „kritischen Rekonstruktion“ waren neben ökonomischen Gründen auch die mehrheitlich negative Rezeption des architektonischen Ergebnisses der IBA 1984–87. Von der Auflösung des architektonischen

Objekts in den mit steinernen Lochfassaden versehenen Blocks wurde sich nicht zuletzt die Gewährleistung architektonischer Standards, beziehungsweise die Vermeidung von schlechter Architektur versprochen. Daher wurden in den städtebaulichen Regelwerken nicht nur Parameter bezüglich der städtebaulichen Kubatur und der städtischen Dichte festgesetzt, sondern auch architektonische Materialitätsgebung und das Verhältnis von offener zu geschlossener Fläche vorgeschrieben, manchmal gar die Achsenmaße der Fenster.

Ein anderer Grund für diesen Paradigmenwechsel, der den Bezugspunkt von den neorationalistischen Thesen Aldo Rossis immer mehr zu Leon Kriers Dogma der Rekonstruktion der europäischen Stadt verschob, lag auch in einer konservativen Vorstellung von Urbanität, die in zwei dichotomen Idealbildern kulminiert. Zum einen im Ideal einer Stadt, in der öffentlicher Raum vollkommen vom privaten getrennt ist, und zwar durch die aneinandergereihten Hausfassaden, die als materiell und visuell prägnante, allgemein kodierte Schnittstellen fungieren. Dieses Bild ist in einer romantischen Sicht auf die vormoderne Großstadt verankert, in der es weder moderne Mobilität gab, noch aktuelle Kommunikationstechniken, noch die Wohnstandards der heutigen Zeit, wodurch es die Menschen auf die Straßen und Plätze zog. Zum anderen kulminiert diese Vorstellung von Urbanität im Ideal der „kompakten Stadt“, das durch eine klare Trennung von Stadt und Land gekennzeichnet ist und in dem Natur nur als dekoratives Grün auftritt.

Motiviert durch die nachvollziehbare Ablehnung der ausufernden Vorstadtlandschaften sollte nun die Großstadt wieder zentralisiert, verdichtet und somit als geschlossene, kompakte Figur ausgebildet und der Öffentlichkeit ein klar konturierter öffentlicher Raum zur Verfügung gestellt werden. Begründet wurde dieses Vorhaben auch ökologisch, da in der kompakten Stadt der Autoverkehr aufgrund der kürzeren Wege und engeren Straßen eingeschränkt wird und die steinerne Materialität eine wortwörtliche Nachhaltigkeit gewährleistet.

Dieser Vorstellung stand im Kern genau das Gegenteil gegenüber, jenes einer dezentralen, polyzentrischen Stadtlandschaft, in der das Urbane eine symbiotischere Verbindung mit der Natur einget und sich Dichte mit Leere abwechselt. Die Verfechter dieser Vorstellung von Stadt, für die Oswald Mathias Ungers den Begriff der „Stadt in der Stadt“ und Rem Koolhaas „das grüne Archipel“ entwickelt haben, begründeten diese mit einer zu erwartenden wirtschaftlichen und demographischen Stagnation (was in Berlin tatsächlich einsetzen sollte), und wie die Verfechter eines steinernen Berlin mit der Geschichte der Stadt. Seit Schinkels 1817 entwickeltem Plan für Berlin und seiner arkadischen Landschaft in Glienicke, seit Jansens Projekt für Groß-Berlin 1909, Scharouns Kollektivplan (1946) und seinem Hauptstadtentwurf (1958), seit etlichen Ideen und Entwürfen von so unterschiedlichen Architekten wie Ludwig Hilberseimer, Max Taut, Jørn Utzon oder Peter Smithson, zieht sich die Konzeption einer polyzentrischen, durchgrünten Stadtlandschaft oder eines „architektonisierten Landschaftsgartens“<sup>6</sup> tatsächlich wie ein roter Faden durch die Ideengeschichte von Berlin.

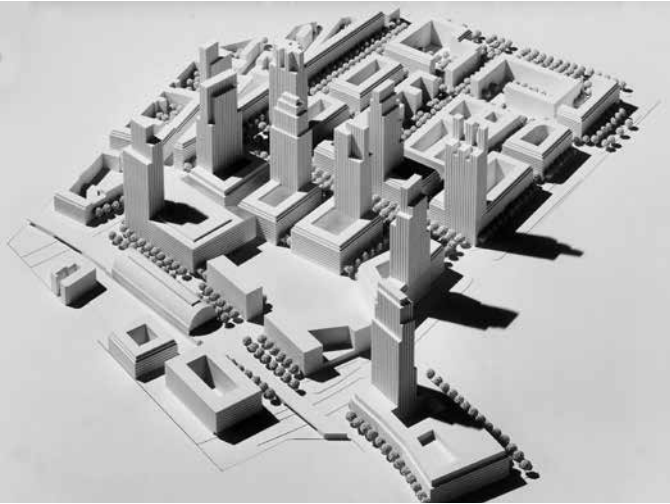
In dieser synthetischen Vorstellung von Natur und Kultur sollte nun auch der Hochhausbau eine Rolle spielen. So schlugen in der von Michael Mönninger und Vittorio Magnago Lampugnani organisierten FAZ-Reihe und DAM-Ausstellung ‚Berlin Morgen‘ die Schweizer Jacques Herzog und Pierre de Meuron um den Tiergarten herum gigantische Hochhaus-scheiben vor, welche die Berliner Lunge mit einer vertikalen Verdichtung gleichzeitig intensivieren und schützen sollten, dabei auch die Frage nach dem Zentrum kritisch hinterfragten. Die heftige Kritik des damals einflussreichen Zeit-Architekturkritikers Manfred Sack auf diesen und die anderen von Hochhausvarianten dominierten Vorschläge für ‚Berlin Morgen‘ mag als einer der Gründe dafür angeführt werden, dass Stimmann die neue Hauptstadt auf die Traufhöhe von 22 Metern einschwor, wodurch sich viele Megaprogramme eher horizontal ausdehnen sollten. Nach Kollhoffs erstem kraftvollen Entwurf für den Potsdamer Platz, in dem die Integration des gewaltigen Nutzungsprogramms in sieben Türmen es ermöglicht hätte, den Tiergarten ins Areal einfließen zu lassen, vermochte sein zweiter Entwurf einer höhenbegrenzten Blockstruktur dem Programm nicht gerecht zu werden – was ihn am Alexanderplatz dazu bewegte, die Türme auf die Rückseiten der steinernen Blocks aufzustellen. Dass Kollhoff mit dieser geschickten Morphogenese den ersten Preis gegen den radikal gegensätzlichen Entwurf von Daniel Libeskind gewann, macht nochmals deutlich, was der Berliner Rationalismus in den 1990er-Jahren primär verfolgte: regelmäßige, tektonisch gegliederte, steinerne, in der Addition einen ruhigen Straßenprospekt bildende Fassaden, hinter

denen die damals noch groß angelegten Investorenprogramme absorbiert werden sollten, um einen Restgehalt von Urbanität bestenfalls zu generieren oder zumindest zu erhalten.

### **Bauen an sich**

Dass der Berliner Architekturstreit, an dem sich nicht nur viele Architekten und Historiker in mehreren hundert Artikeln beteiligt haben, so legendär wurde, liegt nicht zuletzt an der Polemik, mit der einige Beiträge formuliert wurden, was rückblickend aus unserer diskursarmen Zeit ziemlich erfrischend wirkt. In seiner Erwiderung auf Lampugnani Spiegel-Plädoyer für eine „Neue Einfachheit“<sup>7</sup> beschuldigte Dieter Hoffmann-Axthelm die Berliner Rationalisten, ein Kartell zu formieren, titulierte sie als „Nostalgiker uniformierter Zeiten“ und befand Lampugnani Artikel als Müll.<sup>8</sup> Lampugnani warf in seiner Antwort wiederum Hoffmann-Axthelm böswillige Diskreditierung und Selbstgerechtigkeit vor und schloss seinen offenen Brief mit einem trotzigen „Leben Sie wohl“.<sup>9</sup>

Hinter der Attacke von Hoffmann-Axthelm verbarg sich nicht nur die Frustration, seine, mit der Gruppe des 9. Dezember vorgetragene Vorstellung einer kleinteiligen Parzellenstruktur nicht durchzusetzen zu können. Es macht auch deutlich, was mit dem Wiederaufbau einer verwilderten Großstadt auf dem Spiel stand – ein gigantischer Markt. Nach seinen Gesetzen formieren sich naturgemäß Gruppierungen, die nicht nur theoretische Standpunkte verteidigen, sondern auch Marktanteile. Es mag daran erinnert werden, dass Jürgen Sawade als Vorsitzender der Wettbewerbsjury für den Alexanderplatz, der auch Lampugnani und Stimmann angehörten, in einem



Essay die Renaissance des steinernen Berliner Geschäftshauses ankündigte, und später – wenn Hans Kollhoffs städtebaulicher Entwurf nicht aufgegeben worden wäre – eines der Hochhäuser ausgestalten sollte. Wenig vorher hatte er gar ein Stadtverbot für Richard Rogers gefordert, der für die Investoren am Potsdamer Platz ein Projekt entwickelt hatte. Bauen an sich bleibt immer noch die größte Motivation für uns Architekten.

### Anmerkungen

- 1 Günther Behnisch im Interview, in: FAZ-Magazin, 3/1997
- 2 Hans Kollhoff: ‚Fiktion oder Stadt? Gegen die Tabuisierung einer städtischen Tradition‘, in: Frankfurter Rundschau vom 23.07.1994.

3 Heinrich Klotz: ‚Berliner Blockade. Eine Antwort auf Hans Kollhoff‘, in: Frankfurter Rundschau vom 30.07.1994.

4 Oswald Mathias Ungers: Die Stadtinseln im Meer der Metropole. Das pluralistische Konzept der ‚Städtearchipel‘-Planung auf historischem Boden, veröffentlicht „ohne Titel“, in: Vittorio Magnago Lampugnani, Michael Mönninger (Hrsg.): Berlin Morgen. Ideen für das Herz einer Großstadt, Stuttgart 1991, S. 160.

5 Ulrich Beck: Die offene Stadt. Architektur in der reflexiven Moderne, in: ders.: Die feindlose Demokratie. Ausgewählte Aufsätze, Stuttgart 1995, S. 128.

6 Carsten Ruhl: Hans Scharoun: Hauptstadt Berlin, in: Carsten Krohn (Hrsg.): Das ungebaute Berlin. Stadtkonzepte im 20. Jahrhundert, Berlin 2010, S. 157.

7 Vittorio Magnago Lampugnani: ‚Die Provokation des Alltäglichen. Für eine neue Konvention des Bauens‘, in: Der Spiegel 51/1993, später erweitert und unter dem Titel ‚Die Neue Einfachheit. Mutmaßungen über die Architektur der Jahrtausendwende‘ im DAM-Jahrbuch von 1993 veröffentlicht.

8 Dieter Hoffmann-Axthelm: Die Provokation des Gestrigen, zuerst in: Die Zeit 1/1994 vom 01.04.1994 erschienen, dann überarbeitet in Werk, Bauen und Wohnen 5/1994.

9 Vittorio Magnago Lampugnani: ‚Diskutieren statt diskreditieren‘, zuerst unter dem Titel ‚Der Berliner Architekturstreit: Klassik oder Moderne? Der Direktor des Deutschen Architektur-Museums antwortet. Ende der Diskussion‘ in Die Zeit, 16/1994 vom 15.04.1994, dann in Werk, Bauen und Wohnen 7,8/1994.

*Kollhoff Timmermann  
Architekten, Berlin Alexanderplatz, Modellfoto des Entwurfs 1993*

# Eine Zeitschrift als Projekt zwischen den Welten 1990–2013: der architekt

„Hier ist nun unsere seit langem gewünschte und beschlossene Zeitschrift...“: Diesen für die Geschichte der Zeitschrift bedeutenden Satz schrieb 1952 der Präsident des Bundes Deutscher Architekten BDA, Otto Bartning, in der ersten Ausgabe von „Der Architekt“, die in allen damaligen Ländern der westlichen Besatzungszone erschien. Der Bund Deutscher Architekten, 1903 als Wahlbund zur Interessenvertretung der freien Architekten im Deutschen Reich gegenüber Bauunternehmern und Bauspekulanten gegründet, hat seine Anliegen im Laufe der letzten hundert Jahre auch mit dem Medium einer eigenen Zeitschrift vermittelt.

Fast immer gingen die Inhalte der verschiedenen Blätter über eine bloße Nachrichtenübermittlung zwischen den Mitgliedern hinaus. Zu Beginn war es das von der Typographie des entwickelten Jugendstils geprägte Kampfblatt „Werk und Zeit“, in dem auch vorbildliche Bauten der Mitglieder und Tendenzen der Architekturentwicklung jener Zeit publiziert wurden. In den 1920er und 1930er Jahren erschien die „Baugilde“ im sachlichen Stil der Zeit. Sie unterrichtete – wie „Wasmuths Monatshefte für Baukunst“ oder „Bauwelt“ – über aktuelle Entwicklungen der Architektur und diente nebenbei auch als Mitteilungsblatt des Verbandes.

Die „Gleichschaltung“, die alle Korporationen, Verbände und Institutionen 1933 nach der Machtübernahme durch die Nazis traf, machte auch vor dem BDA nicht halt. Er wurde zunächst der Reichskulturkammer eingegliedert, diente eine Zeitlang – nur

noch auf dem Papier bestehend – als Auffangbecken für alle Architekten und wurde endgültig aufgelöst, nachdem sämtliche genehmen Architekten über ihn zur Reichskulturkammer als Organ des nationalsozialistischen Staatsapparats gehörten. Ansonsten war eine Arbeit als freier Architekt untersagt. Die „Baugilde“ existierte weiterhin – als Zeitschrift der „Sektion Architektur“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es keinen Grund zur Neubelebung der durch die nationalsozialistische Übernahme „verbrannten“ „Baugilde“. Vielmehr orientierte sich der nordrhein-westfälische BDA bei der Neugründung eines so genannten Mitteilungsblattes offenbar um einen Anklang an das österreichische sezeptionsnahe Blatt „Der Architekt“, das um 1900, also in der Gründungsphase der Moderne – und damit auch des BDA – ein wesentliches Sprachrohr der neuen Bewegung war.

Dass der Name Verpflichtung wurde, war auch das Verdienst Otto Bartnings, der in den fünfziger Jahren als Präsident des BDA (1950–1959) und als Vorsitzender des Deutschen Werkbunds mit Kontakten in höchste Regierungsebenen eine einflussreiche Architekturpolitik betrieb. Bartning berief den Kunsthistoriker Alfred Simon als „Schriftleiter“ der neuen, monatlich erscheinenden Zeitschrift, dessen umfassende Bildung aus dem dünnen nordrhein-westfälischen Mitteilungsblättchen eine ernstzunehmende Zeitschrift mit jeweils etwa 40 Seiten Umfang machte: Die Themen von „Der Architekt“ in den fünfziger und sechziger Jahren waren nicht nur verbands- und berufspolitische Fragen oder die Propaganda vorbildlicher Bauten, sondern zuneh-

mend die Berichterstattung über andere Sparten der Kultur, die die Spannweite des von Bartning und Simon idealisierten umfassenden Bildungskanons von Architekten nach innen abdecken und nach außen widerspiegeln sollte.



Die späten 1960er Jahre bewirkten eine Politisierung des bis dahin in seiner Gesamthaltung liberal-konservativen BDA, seiner Mitglieder und seiner Zeitschrift. Das vehemente Vordringen der Soziologie in Bereiche des Städtebaus und der Architektur bildete sich auch in „Der Architekt“ ab. Das textlastige, aus-

gesprochen plakative Layout dieser Zeit entsprach den neuen Inhalten, die den bildungsbürgerlichen Kanon der Vorjahre ablösten und sich über urbanistische Utopien und die soziologischen Grundbedingungen von Architektur und Stadt verständigten.

Die Identitätskrise, die der BDA nach der Gründung einer Bundesarchitektenkammer als Dachorganisation für alle Architekten durchlebte, wirkte sich auf die Positionierung des Verbandes aus: Anstelle vorrangig berufspolitischer Ziele, die sich mit der Einrichtung der Kammer zu einem wesentlichen Teil eingelöst hatten, definierte sich der BDA von nun an als Wahlbund von freien Architekten, die in „Verantwortung gegenüber dem Menschen und der Gesellschaft“ handeln.

Das ideelle Bemühen um die Baukultur prägte von nun an auch „Der Architekt“: 1972 übernahm die Archäologin Ingeborg Flagge die Chefredaktion. Ein engagierter „Redaktionsausschuss“, ein zunächst nur mit BDA-Mitgliedern, später frei besetztes Gremium zur Themenfindung und Positionierung der Zeitschrift, setzte sich 1974 mit ihr für ein neues Layout ein, das der legendäre deutsche Grafiker Otl Aicher entwarf. Mit Flagge nahm die Zeitschrift nochmals eine andere Richtung. In ihre Ära fällt die Ausrichtung von „Der Architekt“ als themenzentrierte Zeitschrift: Jede Ausgabe verfolgte nun einen klar erkennbaren Schwerpunkt, für den jeweils ein anderes Mitglied des Redaktionsbeirats mitverantwortlich war. Das Engagement um eine den Produktionsbedingungen zuträgliche Architekturpolitik drückte sich nicht nur in spontanen und entschiedenen Kommentaren der Chefredakteurin und ihrer Mitstreiter (Alice Sárosi trat 1979 an Ingeborg Flagges Seite) zum zeitgenössischen architektonischen Geschehen aus, sondern auch im Bemühen um eine – für eine Monatszeitschrift – beachtliche Aktualität. Die BDA-internen Meldungen wurden durch aktuelle Informationen zum Architekturgeschehen und um gelegentliche Serien ergänzt und in einem eigenen Teil dem Themenschwerpunkt vorangestellt, so dass eine – aus journalistischer Sorgfaltspflicht logische – klare Unterscheidung zwischen der Meinung des Herausgebers und den Auffassungen der freien Redaktion und der freien Autoren erkennbar wurde.

*der architekt 1/1962*

## der architekt im 21. Jahrhundert

Dieser Arbeitsweise ist die Zeitschrift grundsätzlich bis heute treu geblieben, auch wenn die Redaktion seit 2007 ihren Sitz nicht mehr wie früher in Bonn, sondern beim BDA in Berlin hat. 2000 folgte Ingeborg Flagege der Architekturhistoriker Andreas Denk als Chefredakteur nach. Ein im gleichen Jahr neu berufener Redaktionsbeirat, dem anerkannte Fachleute aus verschiedenen Disziplinen angehören<sup>1</sup>, berät die fünfköpfige unabhängige Redaktion, die aus dem Chefredakteur, einer Chefin vom Dienst, einem Redakteur, einem Volontär und einer Assistenz besteht<sup>2</sup>, bei der Themenwahl. Die Themenschwerpunkte wurden zunächst – wie bisher – mit mehreren Aufsätzen verschiedener kompetenter Autoren aus unterschiedlichen Disziplinen behandelt, die aktuelle architektonische und städtebauliche Themen auf einer konkreten, abstrakten, theoretischen oder metaphorischen Durchdringungsebene behandeln. Die ersten Jahre mit Andreas Denk waren einer inhaltlichen Neuorientierung gewidmet, die aus der Beobachtung des Marktes der deutschsprachigen Architekturzeitschriften eine genauere Positionierung von *der architekt* ermöglichte.

In gewisser Weise ist *der architekt* – wie sein allererster Vorgänger – ein „Kampfblatt“ geblieben, das – wie der BDA als Herausgeber der Zeitschrift – oft anstelle eines beliebigen Meinungspluralismus auf eine klare Position und Richtungsweisung setzt. Die Zeitschrift versteht sich als Plattform, auf der Grund-

lagen der Architekturstellung und des Städtewesens interdisziplinär, grundsätzlich und kritisch diskutiert und neu definiert werden können. Dazu gehört einerseits eine stringente architekturtheoretische Durchdringung des jeweiligen Themas, andererseits der genauso entscheidende Hinweis auf die mögliche Realisierungsebene. Mit dieser Mischung einer „Theorie der Praxis“ bewegt sich die Zeitschrift zwischen den architekturpublizistischen Welten.



## Im Zentrum der Arbeit

Die kontinuierliche Arbeit hat in den letzten Jahren zu einer deutlich erkennbaren Schwerpunktsetzung unserer Zeitschrift geführt, die – wenn wir es recht sehen – genau jene Felder der Architektur und des Stadtbaus besetzt, um

die es jetzt und in Zukunft gehen wird: auf der eher theoretischen Ebene ist es seit den 2000er Jahren das Thema des Raums. Den phänomenologischen Möglichkeiten des architektonischen Raums, den Möglichkeiten von Proportion, Licht, Material und Atmosphäre und ihrem Zusammenspiel sind wir in einer Vielzahl von Ausgaben mit immer anderen Schwerpunkten nachgegangen. Dabei steht – oftmals in Kooperation mit unserem Beiratsmitglied Uwe Schröder – bei dieser Sammlung von verwandten Themen die Idee im Hintergrund, Kriterien für einen Raum mit sozialer Bindung einerseits und po-



sitiven psychophysischen Eigenschaften andererseits zu sammeln – vielleicht das größte und schwerste Ziel von Architektur und Stadtbau.

Mittelbar zu diesem Themenkomplex gehören die Probleme des demographischen Wandels, der in Deutschland inzwischen wirksam ist und dessen Phänomene wir seit 2006 kontinuierlich bearbeiten.



Ein weiteres Spezialthema, dem wir uns immer wieder seit der Jahrtausendwende angenommen haben, ist die Zukunft des architektonischen und urbanen Erbes der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zahlreiche Bauten der „klassischen“ Moderne erfahren inzwischen

eine hohe Wertschätzung, die sich durch ihre denkmalpflegerisch verordnete Unberührbarkeit sinnfällig ausdrückt. Für die meisten Bauten der fünfziger, sechziger und vor allem der siebziger Jahre gilt dies nicht. Sie sind mehr als alle Bauten aus anderen Epochen abrissgefährdet: Hier hat *der architekt* Basisarbeit geleistet. Neben der monographischen Vorstellung von Nachkriegsarchitekten wie Friedrich Wilhelm Kraemer oder Egon Eiermann haben wir

– oft in Zusammenarbeit mit der Architekturhistorikerin Karin Wilhelm (Braunschweig), die unserem Beirat angehört – anhand ausgewählter Beispiele Kriterien für die Bewertung der Architektur der sechziger und siebziger Jahre erarbeitet, haben Alterungsprozesse von berühmten Wohnsiedlungen dieser Zeit untersucht und räumlichen Qualitäten von Platzbildungen nachgespürt. Parallel dazu hat der BDA eine Wanderausstellung initiiert, in der am Beispiel mehrerer Städte aus West- und Ostdeutschland die prägende und identitätsstiftende Wirkung des Nachkriegsstädtebaus auf jene Generationen untersucht wurde, die in diesen Architekturen aufgewachsen sind.

Die energetische Unzulänglichkeit vieler Bauten des 20. Jahrhunderts ist eins der Probleme, mit denen wir uns auch im Rahmen der großen Themenschwerpunkte der letzten Jahre beschäftigt haben: Der sich abzeichnende Klimawandel und die Möglichkeiten, ihn zu begrenzen, erscheinen uns als dringendstes Thema. Unser Beiratsmitglied Günter Pfeifer ist ein ausgewiesener Fachmann auf dem Gebiet energieeffizienter – und dennoch guter – Architektur, mit dem wir mehrere, in der heutigen Wahrnehmung fast handbuchartige Ausgaben von *der architekt* konzipiert haben. Aus dieser intensiven Beschäftigung ist dank einer Initiative des Präsidiums des BDA unter Mitwirkung Günter Pfeifers, der Redaktion und einiger unserer Autoren das so genannte „Klima-Manifest der Architekten und Ingenieure“ entstanden, das 2008 dem damaligen Bundesbauminister übergeben wurde und seitdem eine Kette von Folgeveranstaltungen bewirkt hat.

*Der Architekt 1-2/2006*

## Die Struktur des Blatts

Um diese mitunter nicht leichten Themen stärker im Bewusstsein unserer Leser zu verankern, haben wir in den letzten Jahren verstärkt Wert auf die Durchmischung von Texttypen gelegt: Interviews, Reportagen, wissenschaftliche Beiträge und Essays sind meist zu Themenbögen komponiert, die die Hefte in ihrer Lesefreundlichkeit steigern. Dabei liegt große Aufmerksamkeit darauf, zum jeweiligen Thema das richtige Textformat zu finden.

Zum Heft gehört ein Kommentar auf der ersten Seite, mit dem (zumeist) der Chefredakteur ein aktuelles bau- oder verbandspolitisches Thema kritisch aufgreift. Ein umfangreicher Magazinteil informiert die Leser über tagesaktuelle Architektur, gemischte Notizen aus dem Kulturleben, Serien und Architekturkritiken. Das größte Heftvolumen (circa 50 Seiten) beansprucht das Schwerpunktthema, das von fachlich orientierten Beiträgen namhafter Autoren und Autorinnen sowie der Redaktion und ihrem Beirat getragen wird. Der BDA und seine Landesverbände verfügen anschließend über einen ansehnlichen, von der Redaktion redigierten Teil, der von der Präsentation eines jungen BDA-Architekturbüros (neu im club) und von Seiten mit Produktinformationen begleitet wird.

*der architekt 1/2007*

Seit 2007 erscheint *der architekt* sechsmal im Jahr und in einem neuen Layout, das der Grafiker Jo Seibt zusammen mit der Redaktion entwickelt hat, und das mit mehr Bildern, einer gut lesbaren Schriftgröße und einem noch klareren Heftkonzept auf sich allmählich verändernde Seh- und Lesegewohnheiten abzielt. Jedes Heft hat 96 Seiten mit festgelegten Platzierungsmöglichkeiten für Anzeigen.



Derzeit erhalten etwa 9.000 Leser die Zeitschrift. Rund 5.500 gehören dem BDA an und sind damit automatisch Abonnenten des Blatts. Circa 3.000 Exemplare gehen an die Architektur- oder Städtebaulehrer der Hochschulen, an Bauministerien und Bauverwaltungen

auf Bundes- und auf Landesebene, an alle Stadtplanungsämter in Gemeinden mit mehr als 30.000 Einwohnern, an Interessenten der Bauindustrie und des Investorenwesens und an andere Gremien und Personen, die mit der Kultur des Bauens zu tun haben. Insbesondere Hochschullehrer nutzen Inhalte der Zeitschrift zur Konzeption von Aufgaben und Inhalten für die Lehre. Studenten der Fächer Architektur und Städtebau nehmen die Hefte gern zur

Hand, wenn es um theoretische Anregungen zu spezifischen Studieninhalten oder um allgemeine Bildung geht.



### **Zwischen zwei Welten**

Neben der inhaltlichen Vertiefung der weiter gültigen Themenschwerpunkte, dem Detektieren neuer Themenfelder, auf denen die Zeitschrift und damit der BDA die gute Architektur und die gute Stadt fördern können,

und dem Versuch einer intensiven Leser-Blatt-Bindung ist die wirtschaftliche Sicherung der Zeitschrift eines unserer Hauptanliegen. Die in den letzten Jahren immer wieder kriselnde Baubranche, die Finanzkrise und die neuen Medien haben ihre Spuren im Anzeigenmarkt hinterlassen. Viele Hersteller setzen heute auf Events für eine handvoll ausgewählter

Architekten anstatt auf das traditionelle Schalten einer Anzeige. Bislang ist es gelungen, in großem Einverständnis mit unserem Herausgeber und unserem Verlag (corps Verlag Düsseldorf) strukturelle Änderungen der Heftstruktur und der Heftinhalte zu vermeiden. Aber auch dies ist ein Balanceakt zwischen zwei Welten, der unser Projekt zu einem nie vollendeten machen wird...

### **Anmerkungen**

1 2000: Dr. Ullrich Schwarz, Architekturtheoretiker; Prof. Dr. Gerd de Bruyn, Musikwissenschaftler und Architekturtheoretiker, Leiter des IGMA Stuttgart; Michael Bräuer, Architekt BDA; Prof. Dr. Karin Wilhelm, Architekturhistorikerin; Iris Reuther, Stadtplanerin und Architektin; Uwe Schröder, Architekt BDA; Kaspar Kraemer, Präsident des BDA; Prof. Dr. Alban Janson, Stadtplaner und Architekt; Prof. Günter Pfeifer.

2011: Prof. Dr. Ullrich Schwarz, Prof. Dr. Gerd de Bruyn, Prof. Dr. Karin Wilhelm, Prof. Uwe Schröder, Architekt BDA; Michael Frielinghaus, Präsident des BDA, Andreas Hild, Architekt BDA; Prof. Günter Pfeifer, Prof. Dr. Annette Rudolph-Kleff, Stadtplanerin.

2 2011: Andreas Denk, Chefredakteur; Alice Sàròsi-Tumusiime, Chefin vom Dienst; David Kasperek, Redakteur; Daniel Hubert, Volontär; Silke Johannes, Assistenz.

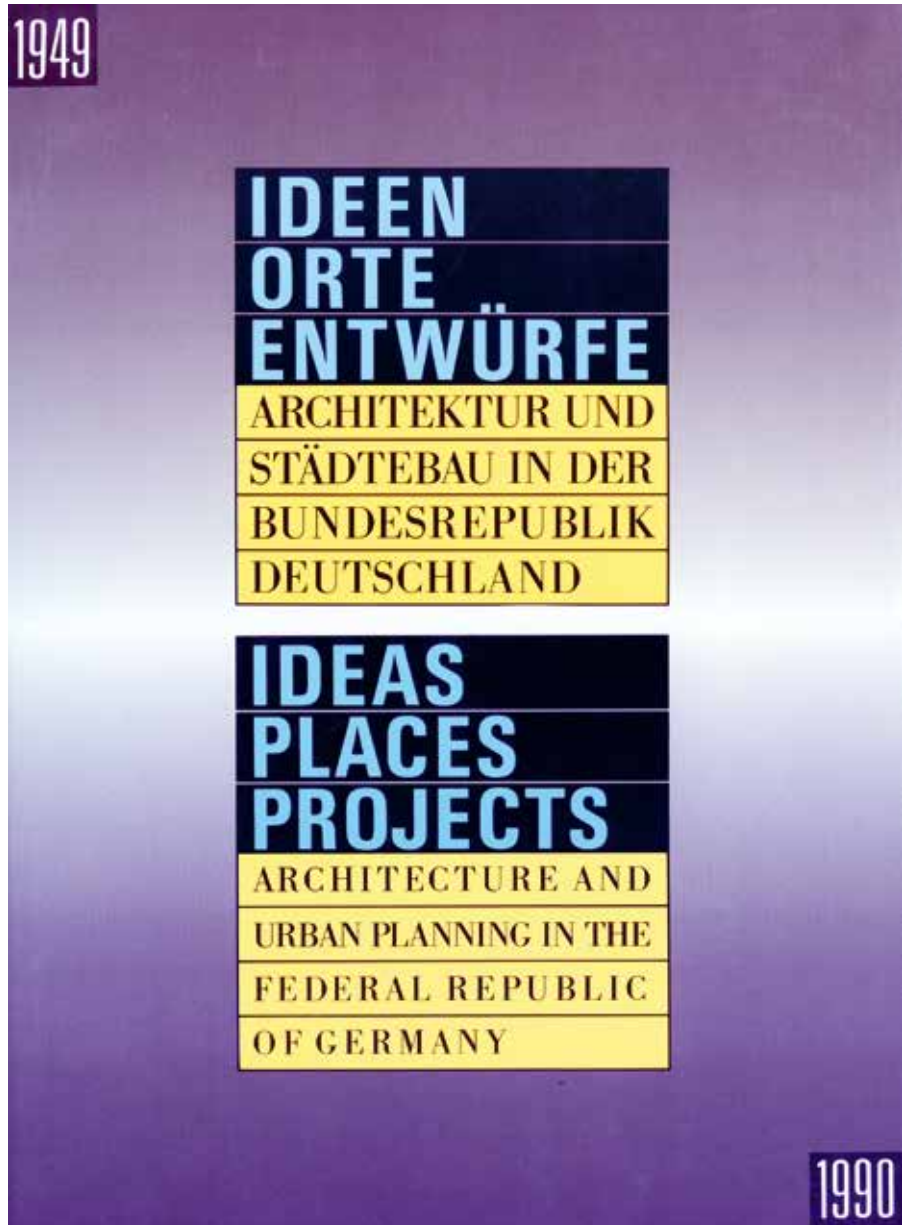
*der architekt 1/2012*





# 1990

1990 steht selbstverständlich im Zeichen der deutschen Wiedervereinigung: Das BDA-Forum Ost wird initiiert, in dem freiberufliche Architekten aus Ostdeutschland zusammenkommen und aus dem heraus später die weiteren Landesverbände des BDA in den neuen Bundesländern gegründet werden. In einem offenen Brief fordern Erfurter Architekten des BdA/DDR, diesen aufzulösen und einen neuen Anfang zu wagen als „Gruppe von Architekten des Bundes Deutscher Architekten BDA, Land Thüringen e.V.“. Mitte des Jahres hält der BDA in Berlin einen Bundestag unter dem Motto „Freie Architekten in demokratischer Gesellschaft“ ab: von „Architektur in Europa, ihrer Vergangenheit, Gegenwart und möglichen Zukunft“ spricht Heinrich Klotz, über „Wandel und Erneuerung: Gedanken über das Land von morgen“ sinnt der Schriftsteller Rolf Schneider nach, bis zu „Deutschlands Zukunft“, die in einem Podiumsgespräch mit Lea Rosh, Günter Behnisch, Michael Bräuer, Joachim Brennecker, Peter Conradi und Volker Hassemer gesucht wird, reicht das inhaltliche Spektrum der Großveranstaltung. Der Nachmittag ist dem BDA-Forum Ost vorbehalten: BDA-Bund, Landesverbände, Arbeitskreise und -gruppen bieten den Kollegen von „drüben“ Information, Beratung und Vermittlung an. Die Verleihung des Großen BDA Preises an den Eichstätter Diözesanbaumeister Karljosef Schattner erfolgt ebenfalls im Rahmen des Bundestages.



# 1991



2

Das Präsidium bringt eine Grundsatzklärung heraus: vorbildliche Architektur wird durch hohe berufliche Qualifikation erreicht, die Schonung der Welt durch verantwortungsvollen Umgang mit Technik. Bewahrung der Berufsgrundsätze und der Prinzipien der Freiberuflichkeit sind ebenfalls Thema dieser Verlautbarung. Zur

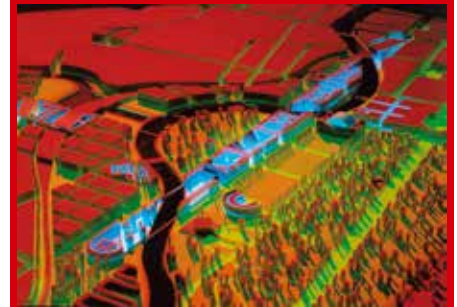
„Solidarität“ weiß das Präsidium zu sagen, dass ein Verband von derselben lebt, aber auch vom Kontakt seiner Mitglieder und vom fairen, kollegialen Umgang miteinander. Die Verantwortung des BDA für die Zukunft bedeute auch Verantwortung für künftige Architektengenerationen, es sei Auftrag der Satzung, junge Architekten an den Aufgaben des Bundes zu beteiligen. Diskutiert wird das ganze Jahr hinweg über die HOAI, RBBau, Koppelungsverbot, Generalübernehmer, Wettbewerbswesen, EG-Richtlinien, Architektenhaftung, über die BAK oder die Eigenplanung öffentlicher Hände – das Alltagsgeschäft des Verbands. Das 20. Godesburger Gespräch findet zum „Europäischen Haus“ statt und fragt, ob es sich um einen „Traum oder einen Alptraum“ handelt. Licht in das Dunkel wollen bringen: Irmgard Schwaetzer (Bundesbauministerin), Luigi Ferraris (Rom), Friedrich Achleitner (Wien), Freimut Duve und Friedbert Pflüger (beide MdB, Bonn) und Magdalene Hoff (MdEP). Am 20. Juni fällt die Entscheidung für Berlin als „neue“ deutsche Hauptstadt.

1 Katalog zur Ausstellung „Ideen, Orte, Entwürfe“, die unter Mitwirkung des BDA entstand, 1990

2 v.l. Bundesbauministerin Irmgard Schwaetzer, Erhard Tränkner und Gerhard Spangenberg beim Godesburger Gespräch, Bonn 1991



Peter Kulka, Sächsischer Landtag, Dresden 1991–1993



Schultes Frank Architekten, „Band des Bundes“ und Bundeskanzleramt, Berlin 1992 ff.



Frank Gehry, Zaha Hadid, Tadao Ando et al., Bauten für Vitra, Weil am Rhein 1992 ff.

## 1992

Die Zeitschrift des BDA, „Der Architekt“, feiert ihr vierzigjähriges Bestehen: Nicht unangefochten, aber dafür kontinuierlich, bemüht sie sich um die Vermittlung von Wissen um Architektur, das nicht immer unmittelbar im Tagesgeschäft zu finden ist. In Berlin findet ein großes Kol-



loquium über die Zukunft des Reichstags als Sitz des Deutschen Bundestags statt. Vortrefflich wird gestritten: um die Inhalte des Wettbewerbs, um die Bedeutung des Ortes und – um die heute bereits als Touristenattraktion zählende Kuppel von Nor-

man Foster. Der Berliner Architekturhistoriker und -kritiker Dieter Hoffmann Axthelm erhält den Kritikerpreis des BDA. Die Jury würdigt damit seine Arbeit, die das Bauen als widersprüchlichen Prozess begreift und stets nach den politischen, sozialen, ökonomischen und ästhetischen Strukturen fragt, die Architektur und Städtebau bedingen. Nach über sechsjähriger Bauzeit wird Günter Behnischs Plenarsaal in Bonn eingeweiht. Die Kritiker sind sich einig: ein offener und eleganter Bau, ein Haus der Demokratie, das sich in Europa sehen lassen kann. Allein sein Standort macht Probleme: er ist in Bonn und nicht in Berlin.

- 1 Ingeborg Flagge und Norman Foster filmen für das „Architektenforum“, Berlin 1991
- 2 Jochen Boskamp, BDA-Präsident 1993–1995
- 3 Bibliothek mit Besprechungstisch in der neuen Bundesgeschäftsstelle des BDA in Berlin

## 1993

Der BDA äußert sich in einem Brief an die FAZ zur Umgestaltung von Schinkels ‚Neuer Wache‘ in Berlin: Der Verband nimmt den Beschluss des Kabinetts zur Umgestaltung zur Kenntnis, hat jedoch kein Verständnis für die geplanten Maßnahmen. Schinkels ‚Neue Wache‘ sei durch die damalige Um-



gestaltung Tessenows zu einem wichtigen Denkmal der Weimarer Republik geworden. In diese Gedenkstätte eine Skulptur zu stellen (die Pietà von Käthe Kollwitz), die es in der beabsichtigten Form gar nicht gibt und gegen deren Aufstellung vor der ‚Neuen Wache‘ sich die Künstlerin zeitlebens ausgesprochen hat, widerspricht den fundamentalen künstlerischen Grundsätzen der Einheit von Form und Maßstab, von Inhalt, Anlass und persönlicher Authentizität. Wenn die Bundesregierung eine Gedenkstätte eigens für die Opfer





3

von Krieg und Gewaltherrschaft errichten wolle, wozu allein die Geschichte ab 1933 mehrfachen Anlass bietet, solle sie den einzig akzeptablen Weg eines qualifizierten Wettbewerbs beschreiten. Das Erscheinungsbild der Zeitschrift wurde anlässlich eines Verlagswechsels vom Nachfolger

Otl Aichers, Sepp Landsbek, überarbeitet: neue Schrift, neues Layout, neues Format. Der BDA wählt Ende des Jahres einen neuen Präsidenten: Nach sechsjährigem ehrenamtlichen Engagement wird Erhard Tränkner von Jochen Boskamp abgelöst. Der große BDA-Preis geht in diesem Jahr an Thomas Herzog. Im Sommer verhüllt Christo den Berliner Reichstag. Im Herbst tritt Andreas Denk in die Redaktion ein.



*von Gerkan, Marg und Partner, Neue Messe Leipzig, 1993–1996*



*Daniel Libeskind, Jüdisches Museum, Berlin 1993–2000*



*Thomas van den Valentyn, Musikgymnasium Belvedere, Weimar 1995–1997*

## 1994



1

Nach langen Debatten in den unterschiedlichen Organen und Gremien des BDA über die Verlagerung des Bundessekretariates von Bonn nach Berlin, beschließt die Delegiertenversammlung bereits Mitte 1993 den Erwerb eines Objektes in der neuen Hauptstadt. Die Diskussion um die dafür benötigte Umlage aller BDA-Mitglieder hält den Verband lange in Atem. Ende 1993 entscheidet man sich für den Kauf der Liegenschaften in der Köpenicker Straße in Berlin-Mitte. 1994 legt das Präsidium den gestaffelten Umzugsplan nach Berlin fest: Der erste Teil (Öffentlichkeitsarbeit, Veranstaltungen) soll 1996, der zweite (Berufspolitik, Verwaltung) dann in Verbindung mit dem Umzug der Bundesregierung 1998/1999 erfolgen. Im Januar kann zwar der Abschluss der RBBau-Novellierung vermeldet werden,

jedoch sind die 5. HOAI-Novelle und die EG-Richtlinien immer noch Dauerthema. In Briefen und anderen Verlautbarungen an den Bundestagspräsidenten, den Bundeskanzler, an Minister und Parteivorstände wendet sich der BDA vehement gegen den Abriss des Bonner Schürmannbaus (damals im Rohbau befindlich und aufgrund von Rheinhochwasser erheblich beschädigt) und fordert Umstände, Umfang und Folgen des Hochwasserschadens zügig offenzulegen und die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. Das noch im Rheinland angesiedelte 23. „Godesburger Gespräch“ beschäftigt sich wieder einmal mit „Qualität: Standorte zwischen Zeitgeist und Mode“.

## 1995

Die „jungen Architekten im BDA“, beziehungsweise der gleichnamige Arbeitskreis, machen sich Gedanken über einen „anderen BDA“: Ihre Vorschläge beziehen sich vor allem auf ein verändertes Berufsbild des Architekten, das Selbstverständnis des BDA und eine daraus resultierende Öffentlichkeitsarbeit sowie auf Serviceleistungen des Verbands. In einem Forderungskatalog wird die „Professionalisierung der BDA-Arbeit“ auf- und in der Zeitschrift zur Diskussion gestellt. In Berlin ist die Reichstagskuppel immer noch Gesprächsstoff: Norman Foster wird nach langem Hin- und Her dann doch eine leichte Glaskuppel aufs Dach platzieren. In diesem Jahr ist es dann soweit: 1995 eröffnet der BDA im neuen Deutschen Architektur Zentrum seine Berliner Geschäftsstelle. Bundesgeschäftsführer Carl Steckeweh und Annegret Hirschmann sind die Pioniere in der neuen Hauptstadt. Ein neues Präsidium tritt im Dezember seine Arbeit an: Andreas Gottlieb Hempel wird vom Vize zum Präsidenten gewählt, Jürgen Bredow zu seinem Stellvertreter. Frank Assmann, Bea Betz, Michael Bräuer, Volker Donath und Walter vom Lom vervollständigen das Gremium.

1 BDA-Präsidium, 1995

2 Andreas Gottlieb Hempel, BDA-Präsident 1995–1999, bei der postumen Verleihung des Großen BDA-Preises für Heinz Bienefeld an dessen Frau Christa Bienefeld

# 1996



2

Anfang des Jahres stirbt über neunzig-jährig der vielfach gewürdigte Architekturlehrer und -publizist Julius Posener. Er „beschrieb die irdischen und behaglichen Säfte der Architektur: das Helle, Bequeme, Angenehme, das lebendig Bewohnbare, das Gepflegte und dennoch Reiche, das Zarte, Natürliche und Einfache... Mit lebendiger und belebender Sprache erzählte er viel und gerne über die Würde der Heiterkeit. Es war mehr als Baugeschichte, es war unbefangenes Sehen...“, so Professorin Kristiana Hartmann in ihrem Nachruf. Im März des Jahres wird Posener postum von der Akademie der Künste Berlin mit dem „Heinrich-Mann-Preis“ geehrt. Ebenfalls postum wird dem Architekten Heinz

Bienefeld der Große BDA Preis zugesprochen. Der BDA und mit ihm Laudator Manfred Sack ehren Bienefeld als „einen außerordentlichen, eigenwilligen, selbstbewussten, aufrechten, seine Überzeugung niemals verratenden, unaufhörlich nach der wahren Schönheit suchenden Architekten“. In einer Erklärung, die als Vorbereitung zur Initiierung einer „Stiftung für Görlitz“ dient, spricht sich die 97. Delegiertenversammlung des BDA für den Erhalt des großartigen städtebaulichen Gesamtkunstwerks der Stadt an der Neiße aus. Die Tagesgeschäfte des Verbands bestimmen die Proteste gegen die geplante Streichung der Städtebauförderung ab 1997 sowie die Mängel des deutschen Wettbewerbswesens samt neuer Wettbewerbsrichtlinien. Die „Godesburger Gespräche“ sind umgezogen und firmieren jetzt als „Berliner Gespräch“. In seinem ersten stellt sich der Verband mit „Bild und Bildung. Ansichten über Architektur und Architekten“ in der Hauptstadt vor.



*Norman Foster, Umbau des Reichstags, Berlin 1995–1999*



*Oswald Mathias Ungers, Wallraf-Richartz-Museum, Köln 1996–2001*



*Wandel Hoefler Lorch, Neue Synagoge, Dresden 1998–2001*

## 1997

Bereits Anfang des Jahres beschäftigt sich der BDA mit der EXPO 2000 in Hannover und fordert, dass der offene Architektenwettbewerb für den Deutschen Pavillon nur unter der deutschen Architektenschaft ausgelobt wird. Die Auslober wollen den Zulassungsbereich auf die europäischen Kollegen ausdehnen. Deutsche Selbstdarstellung in Sachen Architektur, so der BDA, sei schließlich eine nationale Angelegenheit. Den BDA-Kritikerpreis erhält der



1

Berliner Journalist und Architekturkritiker Wolfgang Kil als „nachdenklicher und unbequemer Historiker“, der die Gestaltung der gebauten Umwelt als außerordentlich wichtigen, konfliktreichen Prozess begreift. Als „einer der wenigen Publizisten der DDR hat Kil den noch nicht abgeschlossenen Wiederaufbauprozess scharfzünftig und mit kritischer Distanz“ begleitet.

## 1998

Ingeborg Flagge verabschiedet sich nach fast 27 Jahren vom BDA und scheidet als Chefredakteurin von „Der Architekt“ aus. An ihrem Gründungsort Lausanne feiert die UIA ihr 50jähriges Bestehen. Heute, über ein halbes Jahrhundert später, gehören der weltweiten Architektenvereinigung über 80 Länder mit etwa 90000 Architekten an. Der BDA initiiert in Zusammenarbeit mit der Deutsch-Französischen Außenhandelskammer Kooperationsmöglichkeiten zwischen deutschen und französischen Architekten. Als erste Maßnahme schlagen die Franzosen ein „virtuelles Forum“ vor, über das erste Kontakte geknüpft werden. Der BDA ruft seine Mitglieder zur Teilnahme an dieser Aktion auf und übernimmt die weitere Koordination mit den französischen Architekturbüros. Ende des Jahres verlässt der BDA (beziehungsweise das Inventar der Villa) die Ippendorfer Allee in Bonn und zieht in die Hauptstadt. Bis auf den BDA-Justitiar Tillman Prinz und Carl Steckeweh als Geschäftsführer, die schon vorab gen Preußen gezogen sind, verbleiben die anderen Mitarbeiterinnen im Rheinland und suchen sich neue Aufgaben. Die Redaktion „Der Architekt“ ist ebenfalls vorerst noch berlinresistent: sie bezieht ihren Standort im Verlagsgebäude des Rudolf Müller Verlages in Köln. „Bil-



2

dung, Einbildung, Ausbildung“ ist Thema des 3. Berliner Gesprächs und geht den Perspektiven zur Architekturausbildung in Deutschland nach. Der Sozialwissenschaftler Heinz Bude denkt über Reformpolitik nach, Max Bäcker über das Studium der „Universalarchitektur“, mit „Elitebildung“ beschäftigt sich Meinhard von Gerkan.

# 1999



3

Dem ehemaligen Stadtbaurat Hannovers, Hanns Adrian, wird in diesem Jahr der Große BDA-Preis zugesprochen. Mit der Vergabe des Preises an den Stadtplaner verbindet der BDA eine programmatische Zielrichtung, die auf die sich abzeichnenden Probleme der Architektur und des Städtebaus am Beginn des kom-

menden Jahrtausends hinweisen soll. Der BDA solle künftig mehr als bisher, so die Jury, auf Verluste in der städtebaulichen Planungskultur aufmerksam machen und für die Stärkung demokratischer Stadtplanung unter der Leitung von politisch entsprechend flankierten Stadtbauräten und Stadtarchitekten eintreten. Hanns Adrian, zuerst Stadtbaurat in Frankfurt/Main und anschließend in Hannover, wird für seine großen Leistungen in Stadtplanung, Architektur und Baukultur gewürdigt. Die 104. Delegiertenversammlung wählt im Dezember ein neues Präsidium: Nachfolger von Andreas Gottlieb Hempel, der zukünftig sein Amt als UIA-Vizepräsident wahrnimmt, wird der Kölner Architekt Heinrich Pfeffer, als sein Vize firmiert Sven Silcher, der Jürgen Bredow in diesem Amt ablöst. Ein „alter Hase“ im Präsidium ist der Rostocker Michael Bräuer, neu hinzukommen Peter Burock, Brigitte Holz, Heidi Kief-Niederwöhrmeier und Jan Kleihues.

1 BDA-Kritikerpreisträger  
Wolfgang Kil und Bruno  
Flierl

2 Heinrich Pfeffer,  
BDA-Präsident 1999–2001

3 Straße in Görlitz, 1998



*Gigon Guyer, Archäologisches Museum,  
Kalkriese 1998–2002*



*Ackermann und Partner, Faultürme des KWL 1,  
München-Freimann 1999 ff.*





